



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Praeterita

Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens
vielleicht wert sind

Ruskin, John

Strassburg i. E., 1903

Siebttes Kapitel: Macugnaga. 1845

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47560](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47560)

Siebentes Kapitel.

Macugnaga.

Als ich im Jahre 1840 Florenz zum ersten Mal sah, war die große Straße, die von Süden her zum Baptisterium führt, noch nicht wieder aufgebaut, sondern bestand aus unregelmäßigen alten Häusern mit überhängenden Dächern. Ich beklagte es bitterlich, als sie 1845 verschwanden. Im übrigen aber bot Florenz damals noch ein Bild, das sich der Reisende von heute nicht mehr vorstellen kann.

Ein Hauptzug des damaligen Stadtbildes bestand in einer Allee prächtiger Zypressen und Lorbeerbäume, die sich ununterbrochen von der Porta Romana nach Bello Sguardo hinanzog, von dessen Höhe man dann zwischen Oliven hindurch auf schmaleren Wegen oder durch kleine Weinberge nach San Miniato hinübergehen konnte. Die Kirche stand zwar verödet, doch nicht verfallen, inmitten eines Grasplatzes mit würzigem, hochgeschossenem Rasen, zwischen ihren Stufen sproßte zierliches Unkraut, und das Ganze war umschlossen von einer Rosenhecke. Von der an-

steigenden Allee hatte man den lieblichsten Ausblick auf den Dom, den Wald von Cascine und den gen Sonnenuntergang dem Blick entschwindenden Arno.

Die Klöster in der Stadt waren noch bewohnt und in den meisten durfte ich bald, wie bei den Franziskanern in Fiesole, überall hingehen und zeichnen was ich wollte. Doch die meiste Zeit verbrachte ich in der Sakristei und dem Chor von Santa Maria Novella, der Sakristei von Santa Croce und der Empore von San Marco. In der Akademie beschäftigte ich mich nur mit den Bildern von Fra Angelico, weil Lippi, und Botticelli noch über mein Verständnis gingen. Ghirlandajos Malereien im Chore von Santa Maria Novella waren mit ihren breit angelegten Farbmassen ein Beleg für die Gesetze, die ich in Venedig gelernt hatte, wiewohl sich mir darin gleichzeitig die feine Eigenart der Florentiner und ihrer Kunst offenbarte. In Venedig erkennt man den Fischer nur an seinem Netz und den Heiligen an seinem Glorionschein; aber in Florenz könnte keine Gestalt etwas anderes sein, als was sie darstellt: Engel oder Prophet, Ritter oder Einsiedler, Mädchen oder Göttin, Fürst oder Bauer bleiben was sie sind, man mag sie drapieren wie man will.

Niemand störte mich, wenn ich in der Chornische mich in Ghirlandajo vertiefte, denn der Gottesdienst erstreckte sich nicht hinter den Hochaltar, und Reisende, selbst die gebildeten unter ihnen, hatten damals Ghirlandajos Namen nie gehört. Die liebliche Kapelle mit

ihren gemalten Fenstern und all den alten Florentinern wurde mir für den ganzen Vormittag überlassen, und ich verfaßte eine eingehende kritische und historische Arbeit über die Fresken. Ich saß dabei meistens rittlings auf einem Betstuhl, bis ich eines Tages die Treppe hinabstürzte, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, obgleich der Fall gefährlicher war, als je einer in den Alpen. Das Tintenfaß ergoß sich freilich über den historischen Bericht und die Schlußsätze erfuhren dadurch eine unerwartete Kürzung — eine nützliche Zeitersparnis!

Wenn es nach den Morgenmessen in der kleinen Sakristei ruhig geworden war (es war nicht viel mehr als eine Art kirchliche Vorratskammer, zwei Stufen über dem Querschiff gelegen) wurde ich hineingelassen, um Angelicos „Verkündigung“ zu zeichnen. Obgleich das Bildchen, soweit ich mich entsinne, nur 27 auf 35 cm maß, war es damals einer der Hauptschätze von Florenz, noch in dem Schrein, für den es gemalt war; heute ist es durch republikanische Plünderung entführt und in irgend einem Stapelplatz geraubter Schätze, einer Galerie, untergebracht. Die Mönche ließen mich ganz ungestört arbeiten und fuhren fort die Gefäße aufzuräumen und die Meßgewänder zusammenzulegen. Nachmittags arbeitete ich ein wenig auf der Straße oder in einer Galerie und ging nach dem Essen gewöhnlich nach Fiesole oder San Miniato hinauf. In jenen Tagen regnete es nie, außer wenn es mir gerade gelegen kam; wo man hinkam legte

man sich, wenn man müde wurde, auf die nächste Bank und schlief ein beim Zirpen der Zikaden, welches man mit einigem guten Willen auch hübsch finden kann.

In Florenz ließ meine Vorliebe für die Schweiz mich mit einem Berner Studenten, Rudolf Durheim, Freundschaft schließen. Er hatte eine gediegene, etwas bärenhafte Natur, und einen starken, doch gütigen Charakter. Ich wurde zuerst auf ihn aufmerksam durch eine feine naturwahre Zeichnung, die er von seiner kleinen blauäugigen, zwölfjährigen Schwester gemacht hatte; er erwies sich später als ein Freund, dessen Hilfe und Belehrung ich viel verdanken sollte. Er hielt sich besonders über den Zeitverlust auf, den meine überheiße Begeisterung verursache, und hätte mich gerne jeden Nachmittag irgend etwas zeichnen sehen, gleichviel ob es mich interessierte oder nicht. „Das hier lohnt schon der Mühe“, sagte er, als er auf dem Weg nach Certosa bei einer Gruppe kleiner, am Abhang stehender Häuser Halt machte und mich zu meinem ersten ernstern Versuch in italienischen Hintergründen veranlaßte; wenn wir so miteinander weiter gearbeitet hätten, — dann wäre vielleicht dies oder jenes so oder anders gekommen, wie ich schon so oft sagte. Aber wir gingen auseinander, damals zu unserem Leidwesen und zu unserem Schaden, wie sich später zeigte. Ich ließ in Venedig mein Gefühl noch höher ins Kraut schießen, und er kehrte nach Bern

zurück und verdiente sein Schwarzbrot unter der Protection einer hohen Aristokratie durch stumpfsinniges Porträtmalen bis ans Ende seines verlorenen Lebens. Als ich ihn manches Jahr später in seinem Berner Mal- (oder Schmier-)zimmer wiedersah, machte ich den herzlosen Alpen Vorwürfe, daß sie ihn so hatten verkümmern lassen.

Außer Couttet hatte ich in Florenz keine Bekannten; doch besaß ich einen Empfehlungsbrief an Willingen und ein Schreiben an die Britische Gesandtschaft. Bei Herrn Willingen machte ich pflichtschuldigst meine Aufwartung und fand, daß er über nichts Bescheid wußte, was nach dem vierten Jahrhundert vor Chr. passiert war, und für Turners Liber Studiorum keinen Sinn hatte. Ich präsentierte mich dem Gesandten und veranlaßte ihn, so viel Britischen Einfluß aufzubieten als nötig war, um mir ins Magdalenenkloster Einlaß zu verschaffen, dessen Fresken von der Hand Peruginos ich seitdem stets mit dem angenehmen Bewußtsein pries, daß niemand sonst sie sehen konnte.

Noch einen anderen jungen Zeichner lernte ich in Florenz kennen, einen Franzosen, namens Dieudonné, von dem ich viel Nützliches lernte. Er kopierte mit unermüdlichem Eifer Fra Angelico, legte mit der Spitze des Pinsels die Farben so fein auf, wie der Schmelz auf dem Flügel eines Schmetterlings liegt und erreichte den Ausdruck in fast unglaublicher Treue. Ich habe

seither wohl nichts gesehen was seinen Arbeiten gleich gekommen wäre, aber damals war mir noch nicht gegeben, ihren Wert zu erkennen. Seine Preise waren natürlich weit über denen der gewöhnlichen Aquarellkopisten und zudem war er nicht immer bereit zu arbeiten, selbst wenn der Preis zur Verfügung stand. Er kehrte in seine französische Heimat zurück und ging in dem höflichen Paris unter wie der andere im rauhen Bern.

Meine Arbeit bestand zu dieser Zeit vorwiegend im Denken und Schreiben; ich schritt darin langsam vorwärts, nicht ohne mannigfache Verwirrung, da meine epikuräischen Neigungen mich allzu leicht zu Email und Gold hinzogen. Die Studien vom Rosengarten von San Miniato und der Zypressenallee bei der Porta Romana, rufen mir die Erinnerung an die vielleicht schönsten Tage meiner früheren Zeit zurück.

Couttet dagegen fühlte sich in Florenz unbehaglich, war übel aufgelegt und fand sich nur schwer in die italienischen Sitten und Gebräuche. Auch konnte er nicht glauben, daß meine Studien in den Sakristeien und Kreuzgängen und die Myrrhen- und Myrtenessenzen für mich so ersprießlich und wohltuend seien wie der frische Hauch der Berge, der die Alpenrosen umspielt hatte. Er tröstete sich damit, mir mit aller Sorgfalt eine Sammlung der wildwachsenden Blumen aus der Gegend von Florenz anzulegen, die ich leider inzwischen mit allen übrigen Herbarien verbrannt habe.

Sie fielen mir lästig weil sie sich immer in der Mitte warfen und wie zerstreuter Thee über meine Skizzen ergossen.

Schließlich versiegte der Arno, oder wurde wenigstens so unbedeutend wie die Efra bei Dulwich. Auch meine Arbeitslust begann zu versiegen; ich war müde und hatte all meine bilderreiche Sprache verbraucht. Wir waren deshalb alle drei froh, als wir über den Apennin trotteten und von Piacenza und Pavia den Monte Rosa wieder herüberschimmern sahen. Als wir ihn erst in Sicht hatten, hielten wir geradewegs darauf zu, doch weiß ich mich auf nichts mehr zu erinnern, bis wir im Anzascatal unsere Fußwanderung antraten.

Die Nachmittagsausflüge nach Fiesole und Bello Sguardo und mein stundenlanges Stehen in Kirchen und Galerien hatten mich in Uebung gehalten, und so legte ich die Wegstrecke von über dreißig Kilometer von Bogogna nach Macugnaga ohne Schwierigkeit zurück, doch wurde ich von Schritt zu Schritt unwilliger über die Einförmigkeit des Val d'Anzasca, „des herrlichsten Alpenthals“ wie es die modernen Reisebücher nennen. Allerdings kann man von Touristen, die durch blaue Brillen die dunkeln Felsen betrachten nicht verlangen, daß sie viel Urtheil über die Schönheit eines Tales haben. Und ich, der ich seit den Tagen von Glenfarg und Matlock immer den Flußläufen nachgegangen und auf den Felsen herumgeklettert war, schätzte Berge mehr nach der Schönheit ihrer Schluchten,

als nach der Höhe ihrer Gipfel. Zudem hatte ich das Glück bei unseren drei ersten Schweizerreisen die größten Schluchten der Alpen nacheinander zu sehen, zuerst die Via Mala, dann den St. Gotthard, die ungeheuern Granitmassen der Grimsel, Rosenlauri und Lauterbrunnen, das Tal von Aosta und Courmayeur, ferner das Innthal und die schroffen Abhänge bei Innsbruck und schließlich die Ortlerspitze und den Abstieg vom Stelvio nach Como. Mit keinem von diesen allen kann sich das Anzascatal messen. Es ist nichts als eine tiefe Furche zwischen ununterbrochenen Massen von Schieferfelsen, hier und dort von einem Wachholdergebüsch bewachsen, mit zerstreuten Kastanienbäumen und Wiesengründen. Keine Abstürze, keine Einsenkungen, keine hervorragenden Gipfel zu beiden Seiten; selbst der Monte Rosa, der zuweilen im Hintergrunde des Tals auftaucht, hat keine imposantere Gestalt als ein Heuhaufen, den ein Gewittersturm zerzauste.

Die Ankunft in Macugnaga war nicht besonders vielversprechend; ich konnte damals so wenig wie heute einsehen, warum ein so kleiner Ort eher einen Namen brauche als sonst eine Ansiedelung von einem halben Duzend kleiner Häuser. In dem bescheidenen Wirtshaus hatte das obere Geschöß gerade Raum genug für den Wirt, Couttet, Georg und mich; nur einmal während meines einmonatlichen Aufenthaltes habe ich zwei Engländer mit Reisetaschen unten an der Treppe stehen sehen, die vermutlich auch im Hause übernachtet hatten. Mein Zimmer maß etwa sieben

auf zehn Fuß, hatte ein Fenster von zweieinhalb Fuß im Geviert, das den Ausblick auf die grünen Matten am Fuße des Monte Moro gewährte und ein anderes an der gegenüberliegenden Seite der Stube mit der Aussicht in den leeren Himmel talabwärts. Ein klares Bächlein eilte gerade unter dem einen meiner Fenster vorbei und war die Hauptursache für mein längeres Verweilen und meines Aufenthalts Trost. Die umliegenden Bauernhäuser schienen alle wie ausgestorben, die kleine Kapelle hatte zwar einen Glockenturm, aber ich habe weder sein Glöckchen läuten hören noch jemand hinein- oder herausgehen sehen. Fast möchte ich glauben, sogar die Ziegen hatten keine Glocken, so ruhig war der Ort. Eine Meile oberhalb schloß der Monte Rosa-Gletscher das Tal; er scheint nirgends herzukommen und nirgends hinzugehen, und zeigt weder Spizen noch Wellen noch Spalten. Keine sich erweiternden Rizen verraten eine Spur von Bewegung, kein Eisfall am oberen Ende, keine Gletscherquelle am Fuß. Auch die ganze Felsformation oberhalb bot kein Interesse und überdies war die ganze Umgebung des Gletschers für meine bescheidenen Kletterkünste völlig unzugänglich, ja nur in die Nähe zu kommen kostete mich mehr Mühe als die Sache wert war.

Soviel hatte ich gleich am ersten Tage ausfindig gemacht, aber ich dachte, es müsse sich doch Sehenswertes finden lassen, wenn ich recht Umschau hielte. Da ich mir feierlich vorgenommen hatte, einen Monat beim Monte Rosa zu verbringen und dementsprechende

Abmachungen mit der Post getroffen hatte, hielt ich meine vier Wochen aus, wenn ich während dieser Zeit auch durch ein paar unangenehme und demütigende Erfahrungen überrascht wurde.

Die erste bestand in der Beobachtung, daß die Bergluft in dieser Höhe nicht gut für mich war, sie beschleunigte meinen Puls und schwächte den Magen. Mein Schlafquartier lag 4000 Fuß hoch, meine täglichen Spaziergänge führten mich in Höhen zwischen 6000—7000 Fuß, und das gestörte Allgemeinbefinden ließ mich weder der Wolken, noch der Felsen, noch des ländlichen Lebens so recht froh werden.

Zweitens merkte ich mit Bedauern, daß meine florentiner Studien mir nicht im geringsten dazu gedient hatten, Wolken oder Steine besser zu zeichnen. Das Flüsschen unter meinem Fenster war ebensowenig im Bilde zu bemeistern wie die Rhone selbst, und jeder einzelne Steinblock darin würde einen ganzen Monat — vielleicht auch sechs Wochen — in Anspruch genommen haben, wenn ich ihn zu meiner Zufriedenheit hätte malen wollen.

Drittens lag die alpine Geologie dieser hohen Gebirgszentren damals noch völlig außerhalb meines Bereiches.

Als viertes kam hinzu, daß ich, zu meiner eigenen Verwunderung, doch nicht so ganz für die Einsamkeit geboren war, wie seiner Zeit Zimmermann, und daß die ganze Südseite des Monte Rosa mir nicht soviel befriedigende Anregung bot, wie die Croydoner Markt-

straße. So hätte ich vielleicht doch nicht den ganzen Monat ausgehalten, wenn ich nicht eine Anzahl Bände von Shakespeares Werken mitgebracht und hier zum ersten Mal gründlich den „Coriolan“ und „Julius Caesar“ gelesen hätte.

An früheren Stellen dieser Lebensgeschichte habe ich, wie ich beim Zurückblicken sehe, noch nichts über die Stellung gesprochen, die Shakespeare in meinem Herne Hill-Leben einnahm, abgesehen davon, daß ich erwähnte, er habe fast stets auf meinem Tische gelegen. Seinen Einfluß auf mein Gemüt oder meine Arbeiten bin ich durchaus außer stande zu verfolgen; ich kann mich der Zeit meiner Kindheit nicht entsinnen, da ich seine bedeutenderen Stücke nicht gekannt oder — dies Wort schreibe ich heute mit der größten Ueberraschung — mißverstanden hätte. Ich dachte und fühlte ihnen gegenüber damals genau ebenso wie heute; keiner der Charaktere, ob groß oder klein, stellt sich mir heute anders dar als damals. Das aufmerksame Lesen, das hier in Macugnaga begann, bedeutete für mich nur die Entdeckung einer tieferen Wahrheit und innerlichen Leidenschaft in den Worten, deren Melodie mein Ohr bisher nicht hingebend genug gelauscht hatte.

Beim Lichte meines kleinen Fensters in Macugnaga und beim Murmeln des Baches darunter begannen die Studien, die mich aus meiner passiven Kunst- und Naturbewunderung zu fruchtbarem Denken hinführten, und die mich, wie meine Freunde sagen, zu einem

nützlichen Lehrer machten, statt zu einem unfruchtbaren Gelehrten.

Seit dieser Zeit habe ich fast alle förderliche Arbeit geleistet, wenn ich auf Reisen war. Das schwerste Gepäckstück im Kutschenkasten war immer die Kiste mit den Nachschlagebüchern, während mein Leben auf Denmark Hill ausgefüllt wurde durch die Plackerei schriftstellerischer Arbeiten, der Korrektur von Druckbogen und dem langweiligen Immer-wieder-sagen derselben Worte, wenn Leute zu uns kamen, um unsere Turners zu sehen.

Wenn ich meine schriftstellerische Tätigkeit eine Plackerei nenne, will ich damit nicht sagen, daß das Schreiben mir jene Art von Kämpfen kostete, über die Carlyle sich so schmerzlich beklagt. Beiläufig erwähne ich, wie überraschend und rätselhaft mir das gerade bei ihm erscheint, denn er sprach gerade so lebhaft und anregend wie er schreibt, und das Buch, das ihm nach seinem Geständnis besonders schwer fiel, die Geschichte Friedrichs des Großen, trägt durchaus den Charakter begeisterter Rede und liebenswürdig unbewußter Beredsamkeit. An meinen Schriften dagegen arbeitete ich so ruhig und methodisch, wie man an einer Stickerei arbeitet. Ich wußte genau was ich sagen wollte, setzte jedes Wort an seinen Platz wie ebenso viele Stiche, säumte die Ränder der Kapitel in Linien, die mir anmutig erschienen, machte das ganze ansehnlicher, indem ich hier und dort noch

einen Punkt Farbe hinzufügte, und las meine Arbeit dann am nächsten Morgen beim Frühstück meinen Eltern vor, wie ein kleines Mädchen seine Handarbeit vorzeigt.

„Blackerei“ mag ein hartes Wort sein für diese oft ganz erfreuliche und vollkommen ruhige Beschäftigung; und doch ist das Beste, was ich schließlich davon sagen kann, nur, daß sie mir kein besonderes Kopfzerbrechen verursachte; ja, ich möchte denken, das Vergnügen einen Wagen zu lenken müsse für einen guten Kutscher, dasjenige zu pflügen einem geübten Landmann, weit beglückender sein, als es mir die gehobensten Augenblicke bei der Abfassung eines Buches waren. Und wie mir, so denke ich, muß es jedem gewissenhaften Autor gehen, dessen Kräfte ein gutes Mittelmaß nicht überschreiten. Wie ein großes Werk zu stande kommt, mit welcher Sorgenlast und Einsetzung des inneren Lebens es geschaffen wird, hat bis heute noch keiner gesagt und wird wohl keiner sagen können. Das Beste der letzten Zeit wurde halb unbewußt hervorgebracht, halb ohne Erkenntnis seines Wertes: Byron verbrannte einen Gesang, wenn er einem Freunde mißfiel, und Scott war bereit dem Buchhändler zuliebe eine Geschichte zu verderben.

Da ich hier zu der unwichtigen Frage meiner eigenen Arbeitsweise kam, will ich sie sofort beantworten durch den Hinweis darauf, mit welch' kindlichem Jubel ich eine Zeichnung zu beginnen pflegte und wie schwer ich litt, wenn ich versuchte sie zu vollenden. Manchmal höre ich meinen Fleiß loben, wenn Leute die stattliche Reihe

meiner Schriften in Georg Allens Katalog zählen; aber die Geschichte all meiner vielen Bleistiftzeichnungen und meines leidenschaftlichen Ringens mit der Farbe würde, wenn ich sie schreiben könnte, weit pathetischer und lehrreicher sein.

Der Monat am Monte Rosa war im Vergleich mit dem in Florenz eine Ruhepause, wie vorher der Monat zu Rom; und als ich nach dem Duomo d'Orfola hinabreiste, fühlte ich mich frisch die Straße von Dazio Grande, ein Motiv Turners, aufzusuchen.

Mit Couttet, Georg und einem Saumtier, das unser Gepäck trug, ging ich das Formazza-Tal aufwärts und hinüber nach Airolo. Bei dieser Wanderung stellte Couttet das allgemeine Prinzip fest, „wenn Georg gut marschieren soll, muß man ihm oft zu essen geben und jedesmal viel“; ich hatte gegen diese Behauptung nichts einzuwenden und bedauerte nur, daß die Regel nicht auch für mich galt. Aber wenn eine Tageswanderung nur einigermaßen anstrengend war, kamen mir die Meilen nach den Mahlzeiten wie geographische Meilen vor, statt englischer. So sehr ich die Schönheit des Val Formazza beim Aufstieg genoß, so stellte sich doch am andern Tage heraus, daß ich die Entfernung Airolos auf der Karte beträchtlich unterschätzt hatte und am dritten Tag morgens bestellte ich eine Postkutsche und gab gleichzeitig den lange gehegten Lieblingsplan auf, einmal eine Fußwanderung durch Europa zu machen.

Was ich in Faido und Dazio Grande arbeitete, ist im vierten Bande der „Modern Painters“ niedergelegt. Mein Aufenthalt dort wurde ein wenig abgekürzt durch einen Brief J. D. Hardings, in welchem er anfragte, ob ich bereit sei, ihn an irgend einem Orte, den ich wählen sollte, zu einer herbstlichen Studienfahrt zu treffen. Erfreut schrieb ich zurück, ich werde in Baveno auf ihn warten; und als wir dann gegen Ende des August dort zusammentrafen, machten wir brüderlich unsere Pläne und verweilten vierzehn Tage in der Gegend von Isola Bella. Dann fuhren wir, da in meiner Kutsche noch ein geräumiger halber Platz frei war und Hardings Mappen bei den meinigen Unterkunft finden konnten, von Baveno nach Arona, von dort nach Como, von Como über Bergamo nach Brescia und von Brescia weiter nach Verona. Hier nahmen wir in den „Zwei Türmen“ Quartier und blieben, so lang es uns gefiel.

Ich erinnere mich nicht, in irgend einer Künstler-Biographie von einem glücklicheren Lebensabschnitte gelesen zu haben als es der war, den wir beide in diesen Tagen genossen. Ich bin kühn genug, dabei von Harding zu sprechen wie von mir selbst. Nur zu leicht wird der glückliche Friede einer Maler-Reise durch unraffigen Ehrgeiz, durch verfehlte Bestrebungen und schließlich durch eine gewisse Aengstlichkeit inbezug auf den Geldpunkt getrübt; aber Harding wünschte weder, noch hielt er es für möglich, besser und mehr zu seiner eigenen Befriedigung zu arbeiten, als er

es ohnehin tat; und ich hoffte nicht ein zweiter Turner oder gar ein dreizehntes Mitglied der Akademie zu werden. Und was den Geldpunkt betrifft, so war Harding stets sicher seine Sommerarbeiten zu verkaufen und nie in Verlegenheit die Hotelrechnungen mit mir zu teilen. So erfreuten wir uns gemeinschaftlich der landschaftlichen Schönheiten, wenn auch auf verschiedene Weise und fanden uns oft durch die Verschiedenheit unserer Anschauungen überrascht, ohne uns darum zu entzweien; das Wetter war schön, die Straßen gut und die Wirtshäuser ganz vortrefflich.

Von Verona habe ich im Vorbeigehen nur noch zu sagen, daß es, wenn auch Rouen, Genf und Pisa die drei Hauptorte für die Entwicklung meines Denkens waren, meinem Denken erst die Farbe gab. Verona stellte mir in der That das Schicksal und die Schönheit Italiens dar, und was ich über Italien mit innerem Anteil und verbender Kraft zu sagen vermochte, habe ich um feinetwillen eingehender behandelt und eindringlicher vorgetragen.

Nur Harding zuliebe ging ich in diesem Jahr nach Venedig weiter, und während der ersten Woche, die wir dort zubrachten, dachte keiner von uns an etwas anderes als den Markt und die Fischerboote, und die Lichteffecte in der Stadt und auf dem Meer, bis wir in einer freien Stunde eines sonnigen Tages auf den verhängnisvollen Gedanken kamen, uns die Scuola di San Rocco anzusehen. Ich zögere diesmal meine Betrachtungen darüber anzustellen, was unter

anderen Voraussetzungen vielleicht hätte werden können, aber ich habe kaum Grund, mich über diesen Besuch zu freuen. Hätte ich ermessen können, welche Folgen mein Anklopfen an jener Thür haben sollte, so wäre ich nicht eingetreten. Hätte mir damals der Pförtner nicht die Thür geöffnet, so wäre statt der „Steine von Venedig“ wohl ein Buch „die Steine von Chamoni“ erschienen und meine „Laws of Jesole“ hätten abgeschlossen vorgelegen, ehe ich mein Lehramt in Oxford antrat. Ich hätte, was an Fähigkeiten in mir war, das menschliche Gesicht und die menschliche Gestalt zu zeichnen, völlig klar entwickeln und ausbilden können.

So aber riß mich Tintoretto ins hohe Meer der großen Malerschule hinaus, welche die Macht des Staates Venedig krönte und mit deren Verfall zu Grunde ging. Ich sah mich zum Studium der venetianischen Geschichte genötigt und dieses führte mich zu der Erkenntnis des Zusammenhangs von Volkskraft und Volkstugend. Und wenn es mich auch freut, diese Darstellung so ausgearbeitet zu haben, daß ihre Wahrheit gelten muß, so zog sie mich doch von meinem eigentlichen Arbeitsfelde hinweg. Die seegeborene Kraft der venetianischen Malerei fühlte ich jenseits meiner eigenen Fähigkeiten liegen, und der ruhige Fortgang und die Befriedigung meiner künstlerischen Ausübung wurde dadurch schwer erschüttert, ja unmöglich gemacht.

Merkwürdiger Weise machte sich zu derselben Zeit ein anderer störender Einfluß zum ersten Mal bei

mir geltend, der auch für viele andere verhängnisvoll werden sollte.

Es muß in den letzten Tagen meiner Oxford-
Zeit gewesen sein, als mir Herr Liddell, der spätere
Dekan von Christ Church, von den ersten Ver-
suchen Daguerres erzählte. Meine Pariser Freunde
kauften mir einige prächtige Proben seiner neuen Er-
findung, und die Platten, die ich nach Oxford geschickt
bekam, waren sicher die ersten Muster der Lichtbild-
nerei, die nach Oxford kamen und wahrscheinlich über-
haupt die ersten, die den Weg nach England fanden.

Da ich in jenen Tagen die sorgsame Durchbildung
des Details noch nicht forderte, sah ich in der Daguerreo-
typie weder eine Hülfe noch Gefahr und kümmerte
mich nicht weiter um sie, bis ich hier in Florenz mit
einem französischen Künstler zusammentraf, der außer-
ordentlich schöne kleine Platten anfertigte, welche, durch
eine Linse gesehen, den Großen Kanal oder den
Markusplatz so schön im Bilde erkennen ließen, als
ob ein Magier die Wirklichkeit verkleinert nachgebildet
hätte, um sie in sein Zauberland zu entführen. Die
köstlichen Bildchen kosteten einen Napoleon das Stück,
und für zweihundert Franken kaufte ich den ganzen
Canale Grande von der Salute-Kirche bis zum Rialto
und packte in gedankenlosem Triumph meinen neuen
Besitz sorgfältig ein.

Meine Tage waren durch meine alltägliche Be-
schäftigung so sehr in Anspruch genommen, daß ich

keine Zeit hatte über die neue Kunst und ihre mannigfachen Einflüsse nachzudenken. Jeden Morgen um sechs legte unsere Gondel bei den Booten am Obstmarkt an; dann, nachdem wir nach acht Uhr gefrühstückt hatten, ging Harding seine eigene Wege und suchte vielgestaltige Motive, während ich in die Scuola di San Rocco und an alle anderen Orte ging, wo Bilder von Tintoretto zu finden waren. Nachmittags banden wir unsere Gondel an ein Fischerboot an und ließen uns von ihm, wie es sich gerade traf, im Lido oder draußen im Meere mitschleppen, eine günstige Gelegenheit das Boot mit seinen Segeln in den verschiedensten Stellungen oder die hinter einigen Inseln herüberleuchtende Stadt zu skizzieren. Gegen sechs fahrten wir zur table d'hôte zu Danieli zurück, und wenn wir unsern Fisch und Fleisch gegessen hatten, ließ uns der Septemberabend noch ein wenig Zeit zu einem Abendspaziergang.

Hardings Zeit ging zu Ende, bevor ich alle Bilder Tintorettos in Venedig gezählt und beschrieben hatte, und so blieb ich bei meiner Arbeit zurück und versuchte die „Anbetung der Magier“ auf vier Bogen braunes Papier zu kopieren. Solange Harding mich jeden Nachmittag auf das Meer mit hinausgenommen, war alles ganz gut gegangen; nun aber mir selbst überlassen, saß ich den ganzen Morgen vor der Madonna und den Magiern und suchte den Rest des Tages die dunkeln Winkel der Kapelle, der Sakristei und

des Palastkorridors ab und betrachtete all die wellengepflasterten Gassen und Gäßchen, bis meine Kräfte zu versagen anfangen. Couttet wurde ängstlich und sah mir jeden Morgen ernster in die Augen. „Es tut auf die Dauer nicht gut“, sagte er, „wenn Sie es auch jetzt nicht spüren, werden sie es später fühlen“. Ich stellte mein Verzeichniss fertig, klebte meine vier Blätter zu einem ungefügten Bilde zusammen und packte Notizbücher und Farben ein, um schnell nach Hause zu reisen. Wie so oft nach dem plötzlichen Aufhören überanstrengender Tätigkeit wurde ich in Padua, am Tage nachdem ich Venedig verlassen hatte, durch einen heftigen Fieberanfall aufgehalten.

Couttet brachte mich augenblicklich zu Bett, ging aus und kaufte einige Heilkräuter, welche die Paduanischen Aerzte klug genug sind noch beizubehalten. Er braute mir einen Thee und hieß mich Geduld haben, alles werde gut werden; und wirklich konnte ich am andern Tage aufstehen und im Lehnstuhl bleiben, ohne jedoch das kleine Hinterzimmer im Wirtshaus verlassen zu dürfen, von dem aus man nur auf ein paar Hohlziegel und ein kleines Stück Himmel hinaussehen konnte. Ich schickte Georg aus, irgend ein Bild aufzutreiben, um es an die kahle Wand zu hängen und er brachte mir ein kleines Temperabild aus dem fünfzehnten Jahrhundert, 7 Zoll im Geviert; es war ein namenloser Heiliger mit einem kunstvoll ornamentierten Heiligenschein und scharlachfarbigem Mantel, dessen Anblick meine Behaglichkeit merklich erhöhte.

Nach ein oder zwei Tagen war ich wieder im stande zu reisen; aber die gedrückte Stimmung und die Schwäche in den Gliedern dauerte noch an während der Reise durch die Lombardei bis nach Bogogna, wo ein frostiger Morgen auf dem entfernten Simplon glitzerte; und wiewohl ich die Gondo-Schlucht nicht zu Fuß durchwandern konnte, hob sich hier mein Mut und ich war nicht trauriger als ich immer war, wenn ich Italien oder die Alpen verließ.

Ein paar Tage darauf legte sich die bedrückende Last noch einmal in ganzer Schwere auf mein Gemüt, als ich an einem wolkenlosen Tage bei Nyon, wo die Straße nach Paris abzweigt, dem Mont Blanc Lebewohl sagen mußte. Ein halbes Jahr zuvor hatte ich ihn in hoffnungsvoller Freudigkeit besungen und versichert, ich werde diesmal alles zur Ausführung bringen, was ich mir vorgesetzt hatte. Und nun hatte ich Mängel in mir entdeckt, die keine kommenden Jahre ausgleichen konnten, und Schwächen, die kein noch so glühendes Streben, keine Beharrlichkeit je zu überwinden vermochte.

Meine Briefe aus England brachten mir die Nachricht, daß der älteste meiner Croydoner Vettern, John, von dessen Glück und stetigem Vorwärtskommen wir alle überzeugt waren, in Australien verstorben sei.

So viel kräftiger als ich, dabei so viel pflichttreuer, arbeitete er im fernen unwirtlichen Lande auf der anderen Erdhälfte für seine Leute daheim im kleinen Tale der Wandel; nun lag er drüben unter der Erde

wie sein Bruder im Ufersande am diesseitigen Strande des Weltmeers. Sein Tod bedeutete für mich keinen Verlust, so wenig hatte ich ihn gekannt; aber in trauriges Sinnen verfiel ich, wenn ich daran dachte, wie mein eigenes selbstgenießendes Leben weiter gehen und enden solle, wenn die Besten und Gütigsten von uns so unbarmherzig aus dem Leben gerissen wurden.

Während solche Betrachtungen bedrückend auf mir lasteten und zuerst der Mont Blanc und dann die Linien des Jura hinter mir verschwanden, befiel mich auf der fünftägigen Fahrt von Dijon nach Calais von neuem das Fieber, diesmal mit einem seltsamen Prickeln und einem Gefühl dumpfer Empfindungslosigkeit im Halse verbunden. Das Unwohlsein wollte nicht weichen und wurde während der langen Reisetage und der meist schlaflosen Nächte weder besser noch schlimmer. Ich weiß nicht, ob in jenen Tagen unter Aerzten schon von Diphtheritis die Rede war; mein Halschmerz war mir äußerst unangenehm und quälte mich mit der hangen Sorge, ob ich wohl überhaupt noch einmal nach Denmark Hill heimkehren werde.

Durch George Herberts Gedichte war mir der poetische Ausdruck religiösen Empfindens geläufig, und die kirchlichen Gebete des Psalters oder der Litanei, die ich jeden Morgen und Abend oder Sonntag vormittags hersagte oder hörte, vertraut genug; beide waren so aufrichtig, als es mit dem wohlklingenden Schwung

der Sprache bei den einen und der festgefügten Form der anderen vereinbar war: doch hatte mir das Leben noch nie nahe gebracht, aus mir heraus ein Gebet zum Himmel zu schicken. Ich hatte weder von Jessies, noch meiner Tante Krankheit, sowenig wie von der meines Veters John, etwas gewußt, bevor es für ein Gebet zu spät war; in unserer eigenen Familie war keine bedrohliche Krankheit gewesen seit meiner eigenen im Jahre 1835, während mich mein langwieriges Leiden im Winter 41 mehr verdrießlich, als um mein Leben besorgt machte. Inzwischen aber war ich durch den Campo Santo und Santa Maria Novella neuerdings auf das Verhältnis hingewiesen worden, das zwischen Gott und seinen Geschöpfen wirklich bestehen mag, und als ich daran dachte, was Vater und Mutter empfinden würden, wenn ich durch all die endlosen Pappelalleen nimmer bis nach Hause käme, verfiel ich mehr und mehr in einen Gemütszustand, dessen geheimes Bitten und Geloben ein wirkliches Gebet war.

In diesem Gemütszustand blieb ich zwei lange Tage und während der Nächte solange ich mir meiner selbst bewußt war. Am dritten Tage aber, ungefähr an der Stelle des Weges, wo Paris am Horizont erscheint, überkam mich das Gefühl, das aufrichtige Beter als die Gewißheit der Erhörung kennen, und gab mir ein, die Krankheit, die bis dahin immer zugenommen hatte, werde von mir genommen werden.

Eine Gewißheit im Geist, die unerschütterte blieb

troß des unverminderten Leidens, das noch eine weitere Nacht und einen Tag anhielt; dann schwanden die bösen Symptome auf dem Weg zwischen Paris und Beauvais: im Verlauf von wenigen Stunden dort im Gasthause fühlte ich mich wieder gesund und ein jubelndes Bewußtwerden meines Glückes füllte mein Herz mit einer Glückseligkeit, wie ich sie noch nie empfunden.

Hätte ich sie mir doch bewahren können! Noch einmal ein „hätte ich“, dasjenige, das den größten Verlust einschließt, aber das letzte, womit ich den Leser behellige.

Dies Hochgefühl unmittelbaren Verkehrs mit dem Himmel ist ohne Zweifel aller Orten unendlich vielen Menschen aller Glaubensrichtungen bekannt; ohne Zweifel ist es oftmals nur ein Traum, unleugbar — nach meinem Dafürhalten — oft eine Wirklichkeit. Ueberall gründet es sich auf ehrliches Wollen, Geduld, Selbstverleugnung und Gehorsam, deren einige reine Herzen ohne Anstrengung fähig sind, und andere durch beharrliches Ringen.

Ob ich fähig war es mir zu bewahren oder nicht, kann ich nicht sagen; aber unmerklich und aus kleinen, wie es schien, unbesieglchen Ursachen schwand es wieder dahin. Kaum fand ich mich wieder zu Hause und in Sicherheit, als ich wieder in die dämmernde Verzagtheit der Unterwelt zurückfiel.